

WLADIMIR GALL

Der Freund Konrad Wolf

Es ist bekannt, daß in den ersten Monaten des Großen Vaterländischen Krieges fast alle Soldaten und Offiziere deutscher Nationalität von der Front abberufen und in der Arbeitsarmee eingesetzt wurden. Nur wenige waren von diesem verbrecherischen Befehl Stalins nicht betroffen. Ihnen wurde »gnädigst« gestattet, im Felde zu bleiben und gegen den deutschen Faschismus weiter zu kämpfen. Über einen von ihnen möchte ich hier ausführlich erzählen.

Am Abend des 16. September 1968 war das Moskauer Lichtspielhaus »Chudoshestwenny« besonders festlich geschmückt. Die Leuchtreklamen kündigten die Premiere des Films »Ich war neunzehn« an. Als im Zuschauerraum das Licht erlosch, trat ein großer, stattlicher Mann auf die Bühne, vor die Leinwand. Das war Konrad Wolf, der Autor des Drehbuches und Regisseur des Films, kein Unbekannter für die Moskauer. Aber das, was er an diesem Abend erzählte, war neu für sie.

Im März 1934 war der achtjährige Konni nach Moskau gekommen. Die Familie des hervorragenden antifaschistischen Schriftstellers Friedrich Wolf hatte Deutschland verlassen müssen, um sich dem Zugriff der nazistischen Schergen zu entziehen. Das sowjetische Volk hatte die Wolfs herzlich aufgenommen und unser Land ist ihnen zur zweiten Heimat geworden. Seine Majestät der Zufall wollte es, daß Konni und seine Familienangehörigen in einer der Gassen am Arbat, nicht weit vom Filmtheater »Chudoshestwenny«, gewohnt hatten, wo nun, viele Jahre später, die Erstaufführung des Streifens »Ich war neunzehn« stattfand. Gerade in dieses Kino war er oft gegangen (nach der Meinung seiner damaligen Lehrer viel zu oft, zumal er deswegen ab und zu die Unterrichtsstunden geschwänzt hatte). Gerade in diesem Zuschauerraum hatte sich der künftige Präsident der Deutschen Akademie der Künste mit angehaltenem Atem »Tschapajew« und andere Meisterwerke der sowjetischen Filmkunst angesehen.

Von hier aus, vom Arbat, ging der 17jährige Konni freiwillig an die Front, ohne die Schule beendet zu haben (er lernte auch nicht weit von hier, in der 110. Schule am Nikitzki-Tor). Er ging an die Front, an der sein Vater schon kämpfte. Aber es war dem Sohn nicht vergönnt, sich mit dem Vater zu treffen. Das Kriegsgeschick hat ihn an einen anderen Abschnitt der gewaltig großen Front verschlagen, die sich über tausende Kilometer hinzog. In den Reihen der Sowjetarmee legte Konni den schweren, dornigen Weg vom Vorgebirge des Kaukasus über die blutüberströmten Steppen der Ukraine, durch die

Wladimir S. Gall – Jg. 1919; lebt in Moskau; war im Zweiten Weltkrieg Hauptmann der Roten Armee; ging am 3. Mai 1945 als einer der beiden Parlamentäre in die Zitadelle von Spandau und rettete damit Hunderten Deutschen das Leben. Nach dem Krieg einige Jahre Kulturoffizier der Sowjetischen Militäradministration in Halle/Saale. Nach der Rückkehr in die Sowjetunion lehrte der Germanist Wladimir Gall bis zu seiner Pensionierung am Moskauer Fremdspracheninstitut.
Foto: privat

zerstörten Städte und Dörfer des leidgeprüften Polen bis zu den Vororten Berlins zurück. Schulter an Schulter mit uns Sowjetsoldaten kämpfte er mutig gegen die nazistischen Horden, die in unser Land eingefallen waren.

Zum ersten Mal begegnete ich Konni im Sommer 1944 in der Westukraine in einem kleinen Dorf bei Kowel, wo die Politabteilung der 47. Armee stationiert war. Noch im Stab der 1. Belorussischen Front hatte man mir gesagt: »Du wirst dort einen der beiden Söhne von Friedrich Wolf kennenlernen.« Ich empfang schon immer Hochachtung vor diesem talentierten und tapferen Schriftsteller, der in den Vorkriegsjahren allen sowjetischen Menschen gut bekannt war – besonders durch sein antifaschistisches Theaterstück »Professor Mamlock«, das auch verfilmt worden war. Nun war ich auf die Begegnung mit seinem Sohn gespannt. Und da stand er vor mir – noch blutjung, fast noch ein Kind, hochaufgeschossen, schüchtern, mit der Medaille »Für die Verteidigung des Kaukasus« an der verblichenen Feldbluse. Deren Kragen war zu weit für seinen, wie bei einem Halbwüchsigen, mageren Hals. Tief unter der gewölbten Stirn lagen die schmalen dunklen Augen, aus denen Klugheit leuchtete. Er schaute mich aufmerksam und freundlich an ... Schon mit dem ersten Tag der Bekanntschaft begann unsere Freundschaft, die jahrzehntelang, bis zu seinem zu frühen Tode am 7. März 1982, dauerte.

Trotz seiner Jugend leistete Konni eine große und verantwortungsvolle Arbeit: Er verhörte die Kriegsgefangenen, verfaßte Flugblätter sowie Texte der Sendungen, die er selbst an die deutschen Soldaten richtete. Das war eine besonders schwere und gefährliche Aufgabe. Fast jede Nacht fuhren wir mit der Großlautsprecheranlage »MGU«, die auf einem Sonderwagen montiert war, zur Hauptkampflinie. Dort lief unsere Sendung: Wir sagten den deutschen Soldaten die Wahrheit über den Krieg und Faschismus, riefen sie auf, den sinnlosen Widerstand einzustellen, die Waffen zu strecken, sich zu ergeben und damit ihr Leben zu retten, ehe es zu spät war. In der Regel war heftiges, ja mörderisches Artillerie- und Granatwerferfeuer die Antwort auf unsere Sendungen.

Mich beeindruckten bereits damals solche Charakterzüge Konnis wie Herzlichkeit und Güte (ich nannte ihn »den Jungen mit dem goldenen Herzen«), Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit, Beharrlichkeit bei der Verfolgung des gesetzten Ziels und Mut. Ich möchte nur einige Beispiele anführen – einige von vielen, die von seiner bewundernswerten Tapferkeit zeugen.

Ende November 1944 erreichten unsere Truppen das östliche Ufer der Weichsel und befreiten den dort liegenden Vorort Warschau Praga. Am anderen Ufer des Flusses konnte man durch den Nebeldunst die Umrisse der von den deutschen Faschisten zerstörten Innenstadt Warschaus erkennen (genauer gesagt, dessen, was früher Warschau gewesen war). Nur noch der breite Streifen der Weichsel trennte uns von der Hauptstadt – dem Herzen Polens. Aber um dieses letzte, schwere Hindernis zu überwinden, den entscheidenden Sprung über die Weichsel zu machen, mußten wir uns gründlich vorbereiten, neue frische Kräfte sammeln.

Es kam also zu einer Kampfpause. Allerdings war es nur eine Pause vor einer neuen Offensive. Im Krieg war es nie leicht, einen Gefan-

Konni war der jüngste unter uns – sowohl dienstgrad- als auch altersmäßig. Ich war sieben Jahre älter als er und empfand für ihn wie ein älterer Bruder. Er war aber auch der Liebling der ganzen Politabteilung der Armee. Es mag wohl seltsam klingen, und doch war es so: Mitten im Krieg gegen Hitlerdeutschland war ein Deutscher unser aller Liebling. Dabei war es eine schwere, harte Zeit. In den befreiten Städten und Dörfern sahen wir die von den Faschisten zerstörten und verbrannten Häuser, die Leichen der ermordeten Greise, Frauen und Kinder. Aber die meisten (nicht alle, aber die meisten!) Sowjetmenschen setzten nie, nicht einmal in den schwersten Kriegstagen, da die Greuel-taten der SS-Fanatiker bekannt wurden, das deutsche Volk mit dem deutschen Faschismus gleich. Vielmehr verstanden wir es, zwischen dem einen und dem anderen genau zu unterscheiden. Gerade Konni und seinesgleichen ließen uns fühlen, daß es auch ein anderes Deutschland und andere Deutsche gibt.

In der Nacht vom 24. zum 25. Dezember 1944 fuhren Konni und ich mit unserem Lautsprecherwagen zu einem Kampfeinsatz. Wir kamen ans Ufer der Weichsel, nicht weit vom Dorf Jablonna-Legonowo, und stellten den Wagen an einer sicheren Stelle ab. Dies war ein ganz gewöhnlicher Einsatz – genauso wie viele vorher und nachher, in den darauffolgenden Nächten. Der Umstand, daß es gerade Heiliger Abend war, änderte nichts an der Sache. Wir hatten doch damals, vor dem Krieg, nie Weihnachten gefeiert; und jetzt, im Kriege, wäre es überhaupt lächerlich, darauf Rücksicht zu nehmen ... Und doch wurde etwas geändert. Wir wußten sehr gut, welche Rolle das Weihnachtsfest bei den Deutschen spielt. Gewöhnlich wurden unsere Sendungen mit einer Schlagermelodie eingeleitet. Diesmal aber wählten wir – sozusagen zeitgemäß und den Umständen entsprechend – das Weihnachtslied »Stille Nacht, heilige Nacht«. Wie zu erwarten, wurde die Übertragung von keinem Schuß unterbrochen. Wahrscheinlich hörten die Deutschen am anderen Ufer der Weichsel das Lied mit Andacht an. Die Nacht schien zunächst tatsächlich, wenn auch nicht heilig, so wenigstens still zu sein. Als »der musikalische Teil« der Sendung zu Ende war, begannen Konni und ich abwechselnd über das Mikrofon zu sprechen. (Den Inhalt unseres Aufrufs an die deutschen Soldaten habe ich schon oben wiedergegeben.) Da brach die Hölle los. Vom gegenüberliegenden Ufer flog uns ein Hagel von Geschossen entgegen. Unsere vom Lautsprecher verstärkten Stimmen wurden

genen einzubringen, wenn die Gefechte nicht im vollen Gang waren, sondern eben solch eine Periode der verhältnismäßigen Stille eintrat. (Im Militärjargon hieß es »eine Zunge zu nehmen«). Besonders schwer fiel es ausgerechnet in dem Moment, wo es besonders nötig war – vor dem Beginn einer Offensive. Und das war diesmal an der Weichsel wieder der Fall. Das Oberkommando der 1. Belorussischen Front brauchte bitter nötig die »Zungen«, oder wenigstens eine »Zunge«, um die Angaben über die letzten, neuesten Veränderungen im Bereich der gegnerischen Verteidigung zu erhalten. Es verlangte mit immer stärkerem Nachdruck vom Stab unserer 47. Armee, alles zu unternehmen, um wenigstens einen Gefangenen einzubringen. Das war wirklich ein »harter Brocken«. Jede Nacht begaben sich Stoßtrupps – zusammengesetzt aus den besten, kampferfahrensten, geschicktesten Aufklärern – über die zugefrorene Weichsel mit dem Auftrag, eine »Zunge« zu holen. Und jedes Mal kehrten sie unverrichteter Dinge zurück ... Auch an unsere 7. Abteilung wurde der Befehl erteilt, die Agitationsarbeit mit der Großlautsprecheranlage zu intensivieren. Die »Obrigkeit« überlegte so: Wenn es nicht gelingt, einen Gefangenen gewaltsam einzubringen, so wird vielleicht ein deutscher Soldat unter dem Einfluß unserer Sendungen freiwillig auf unsere Seite überlaufen. Ja, dieses »Vielleicht« ... Die Hoffnung darauf war – offen gesagt – sehr schwach, denn bisher hatten wir, weiß Gott, nicht so viele Überläufer. Aber man sollte nichts unversucht lassen. Befehlsgemäß verstärkten wir die Lautsprechereinsätze.

Anderthalb Monate später, Mitte Februar 1945, näherten sich unsere Truppen der Stadt Schneidemühl (Piła) und kesselten sie ein. Hier wurde besonders hart gekämpft. Es tobten Straßenkämpfe. Auch die 7. Abteilung war in vollem Einsatz. Eines Nachts fuhren Konni und ich zur Hauptkampflinie. Man brauchte nicht lange zu fahren, denn sie verlief mitten durch die Stadt. Wir stellten den Wagen an einer Mauer ab und stiegen in einen Keller hinunter, der uns geeignet und sichere Deckung zu geben schien. Von dort aus begannen wir unsere Sendung. Routinemäßig wurde sie mit dem Lied »Rosamunde« eingeleitet. Zunächst wiederholte sich alles, woran wir schon unzählige Male gewöhnt waren: absolute Stille bei der »musikalischen Einleitung« (die deutschen Soldaten hörten sich mit großem Vergnügen einen ihrer Lieblingschlager an) und dann mörderisches Feuer während der eigentlichen Sendung, die den Herren Offizieren wohl gegen den Strich ging. Dann geschah aber etwas Ungewöhnliches und Unerwartetes. Zum Schluß der Sendung ließen wir – sozusagen als »musikalische Umrahmung« – das Lied »Das blonde Käthen« abspielen. Konni und ich bevorzugten diesen Schlager, weil er – wie uns aus den Verhören der Gefangenen bekannt war – sich bei den deutschen Soldaten besonders großer Beliebtheit erfreute. Tatsächlich war ja die Melodie leicht, einschmeichelnd und beschwingt. Wir dachten, das Feuer werde jetzt eingestellt werden, und die wohltuende Stille trete darauf wieder ein, wie das bei allen vorhergegangenen Sendungen der Fall war. Diesmal verhielt sich aber der Gegner ganz anders. Vielleicht gingen ihm die Nerven durch, oder es war ihm die Wahrheit, die Konni und ich soeben über das Mikrofon sagten, zu unangenehm. (Denn zum Schluß der Sendung riefen wir: »Auf euch wartet nicht der Endsieg, sondern

der entsetzliche Untergang unter den Trümmern der eingeschlossenen Stadt, wenn ihr euch nicht sofort ergebt!«). Wie dem auch sei, der Artilleriebeschuß hörte nun – wider Erwarten – nicht auf. Er ließ nicht einmal nach, sondern wurde sogar noch heftiger. Die Musik verriet unseren Aufenthaltsort, man hatte uns angepeilt, die Geschosse detonierten immer näher, sie trafen schon die Mauer, an der unser Lautsprecherwagen stand, und Granatsplitter und Ziegelbruchstücke hagelten auf sein Dach. Die Wände des Kellers und das Kellergewölbe begannen unter den Detonationen zu zittern. Jede Sekunde konnte ein Volltreffer kommen, vor dem uns nicht einmal das starke, meterdicke Kellergewölbe gerettet hätte. Und draußen dröhnte wie zum Hohn durch den Lautsprecher die flotte und beschwingte Melodie, und im Refrain setzte fröhlich und unbeschwert das Rudi-Schwicke-Terzett ein, den Artilleriebeschuß übertönend:

»So wie mein blondes Kätzchen,
so küßt kein andres Mädchen ...
Wenn auch viele lieb und reizend waren,
keine war im Küssen so erfahrend ...«

Man mußte den Plattenspieler im Wagen augenblicklich abstellen, denn die Artillerie schoß in die Richtung, aus der die Musik kam. Aber unser Tonoperator Wassja – ein blutjunger Starschina, der zum ersten Mal an einem Kampfeinsatz teilnahm – saß regungslos mit verstörtem Lächeln in einer Kellerecke. Sekunden verstrichen, jede von ihnen kam uns wie eine ganze Ewigkeit vor. Plötzlich sprang Konni auf, rannte die Treppe hinaus auf die Straße, stürzte in den Wagen und stellte den Plattenspieler ab. Das Lied vom kußfreudigen blonden Kätzchen brach mitten im Kuß jäh ab. Der Lautsprecher verstummte. Die Artillerie des Gegners verlor den Orientierungspunkt, nach dem sie sich richtete, und stellte das Feuer ein. Es wurde still, so still, daß unsere Ohren schmerzten. Wir waren gerettet, das heißt, Konni hat uns durch seine mutige Tat gerettet. Schweigend stiegen wir die Kellertreppe hinauf. Der Himmel wurde im Osten schon hell. Die Mauer wies viele frische Einschüsse auf. Konni stand auf dem Trittbrett des Wagens und fegte von dessen Dach Granatsplitter und Ziegelbrocken herunter. Auf dem Rückweg in unsere Politabteilung dachte ich an Konnis Tat und an das verhängnisvolle Lied vom blonden Kätzchen. Es war mir klar, daß ich beides nie vergessen werde ...

Nun kommt das dritte Beispiel (aller guten Dinge sind drei). Es vergingen noch zweieinhalb Monate. Am Morgen des 2. Mai 1945 ließ der Chef der Politabteilung der Armee, Oberst Kalaschnik, alle Offiziere zu sich kommen. Er erklärte uns: »In dieser Nacht wurden in größter Eile in der Gegend des Olympischen Stadions in Berlin-Charlottenburg etwa fünfundzwanzig- bis dreißigtausend deutsche Soldaten und Offiziere zusammengetrommelt. Den Kern bildeten einige tausend SS-Leute, Offiziere und insbesondere hohe Tiere aus der Nazi-Partei und den verschiedenen Regierungs- und Verwaltungsstellen. Sie waren unter sich im klaren, daß mit diesem Krieg, mit Hitler kein Blumentopf mehr zu gewinnen war. Einige spekulierten noch darauf, die Westalliierten gegen die Sowjetunion aufzubringen. Jedenfalls wollten sie über die Elbe zu den Amerikanern, einige glaubten auch, untertauchen zu können. Der größte Teil be-

vom Lärm der Detonationen verschluckt. Plötzlich bemerkten wir aus unserer sicheren Deckung auf dem Eis der zugefrorenen Weichsel einen Punkt, der sich in unsere Richtung bewegte. Die Leuchtpurpurgarben konzentrierten sich sofort auf ihn. Kein Zweifel: das ist ein Überläufer!, schoß es mir durch den Kopf.

Er kam immer näher. Es war tatsächlich ein deutscher Soldat auf dem Wege zu uns. Als er die Uferböschung emporkletterte, sah man, wie erschöpft er war. Nach Atem ringend, ließ er sich bei uns zu Boden fallen. An seinem todmüden Gesicht war deutlich das Glück zu erkennen, dem sicheren Tod entronnen zu sein. Wir ließen den Überläufer verschnaufen. Dann baten wir ihn, sich über das Mikrofon an die Soldaten seiner Einheit zu wenden. Er tat es auch, etwas ungeschickt anfangs, aber dann wurde er ruhiger und sicherer, nannte seine Kameraden beim Namen und rief ihnen zu: »Glaubt unserem Kompaniechef kein Wort! Die Russen erschießen keinen Gefangenen! Folgt meinem Beispiel!«

Und nun geschah das geradezu Unwahrscheinliche: Abermals tauchte auf dem Eis ein dunkler Punkt auf, abermals eröffneten die Deutschen mörderisches Feuer auf ihren Landsmann, abermals näherte sich ein deutscher Soldat unserem Ufer. Allerdings ging diesmal alles nicht so glatt wie vorher. Als dieser zweite Überläufer schon ganz nah vor uns war, verließen ihn die letzten Kräfte und er blieb auf dem Eis liegen. Und da zeigte Konni seinen Mut. Obwohl das Feuer noch heftiger und fürchterlicher wurde, kroch er zu diesem Landser und half ihm,

die Uferböschung emporzuklettern. Dabei wären die beiden um ein Haar ums Leben gekommen. Aber Ende gut, alles gut. Wir bekamen zwei Überläufer auf einmal! Unglaublich! »Es geschehen noch Zeichen und Wunder! Wahrscheinlich ist so was nur am Heiligen Abend möglich«, scherzte ich, wenngleich es uns noch vor fünf Minuten gar nicht nach Scherzen zumute war. Die beiden Soldaten lagen sich in den Armen. Vor Aufregung konnten sie zunächst kein Wort herausbringen. Jeder von ihnen hat sich selbst das schönste Weihnachtsgeschenk beschert: er hat sich das Leben gerettet ... Noch in der Nacht fuhrn wir »nach Hause«, in die Politabteilung, zurück. Es brach ein neuer Tag an, der erste Weihnachtstag. »Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen« – diese Worte aus dem Evangelium von Lukas wurden – und werden auch jetzt – oft zitiert, besonders in den Weihnachtstagen. Uns aber stand noch ein langer und harter Kampf bevor, damit tatsächlich Friede auf Erden triumphiert ...

stand jedoch aus Resten zerschlagener Einheiten, Volkssturmbattalitionen mit vierzehn- bis sechzehnjährigen Jungen, Bedienungsmannschaften des Fernmeldewesens, der Flak, der Verwaltung usw. Kurz gesagt – ein bunt zusammengewürfelter Haufen. Diesen Leuten wurde selbstverständlich nichts über die wahren Pläne und Absichten der hohen Herren gesagt. Man gaukelte ihnen das aufgewärmte Märchen von der »Armee Wenk« vor: Diese »Geisterarmee« wollte vom Südwesten her Berlin aus der Umklammerung befreien, war jedoch schon vor etlichen Tagen zerschlagen worden.

Nun sollten die gesammelten Truppen den »ehrenvollen Führerbefehl« ausführen und als »geballte Faust« den sowjetischen Riegel in Berlin sprengen, um sich dann mit der angeblich entgegeneilenden Armee Wenk zu vereinigen. Und das zu dem Zeitpunkt, als weder von dieser Armee noch vom »Führer« selbst eine Spur übriggeblieben war. Das war wohl der gemeinste, aber auch raffinierteste Plan der Nazis in der letzten Kriegsphase. Es war geplant, nach dem Durchbruch in die Zitadelle Spandau »einzukehren«, um sich dort zu »stärken«, das heißt die starke Besatzung der Festung sowie Bewaffnung, Munition, Brennstoff, Lebensmittel usw. mitzunehmen. Das alles hätte die Durchbruchstruppen tatsächlich um vieles gestärkt. Aber unsere Parlamentäre, Major Grischin und Hauptmann Gall, waren ihnen um ein paar Stunden zuvorgekommen und hatten ihnen – ohne es allerdings selbst zu ahnen – einen bösen Streich gespielt. Als sich diese Truppen der Zitadelle näherten, wurden sie mit Artilleriebeschuß »empfangen«, denn dort waren schon die sowjetischen Soldaten. Die Kapitulation der Festung war für die durchbrechenden Deutschen eine böse Überraschung. Das hat den ersten Teil ihres Plans scheitern lassen und sie etwas geschwächt. (In diesem Moment warf Kalaschnik einen kurzen, dankbaren Blick auf Grischin und mich.) ... Die Deutschen hatten weder Zeit noch Kraft, die Zitadelle anzugreifen. Sie stießen von Spandau aus nach Westen vor. Einige Truppen bewegen sich jetzt auf der Chaussee, an der unser Dorf liegt. Es ist durchaus möglich, daß sie am Rand an uns vorbeiziehen werden.«

Nach dieser langen Erklärung erteilte der Oberst einen militärisch knappen, eindeutigen Befehl: »Alle Offiziere und Soldaten der Politabteilung sollen in voller Gefechtsbereitschaft sein, dabei aber die sorgfältigsten Tarnungsmaßnahmen treffen, damit der Gegner uns nicht entdeckt. Wenn es doch geschieht und die Deutschen uns den Kampf aufzwingen, werden wir ihn aufnehmen und uns bis zum Letzten verteidigen.«

Alles war klar. Wir verließen Kalaschniks Arbeitszimmer. Inzwischen hatte sich das Wetter verschlechtert – genauso wie unsere Stimmung. Es rieselte ein feiner Sprühregen herab. Der Abend kam. Da regnete es schon in Strömen – wie im Herbst. Dunkle, bleierne Regenwolken hingen tief über dem Dorf, und es war stockfinster geworden. Alle Mitarbeiter der Politabteilung hatten sich versteckt am Rand der Chaussee hingelegt. Neben mir lag Konni. Jeder von uns hatte eine Pistole und zwei Handgranaten. In unserer Nähe lagen die Armeebefehlshaber des Nationalkomitees »Freies Deutschland«; auch sie mit der Waffe in der Hand. Hinter uns dehnte sich, die Chaussee entlang, eine Kette von Bauernhäusern mit sorgfältig verdunkelten Fenstern. Aus einem Haus, in dem die Redaktion unserer

Armeezeitung »Frontowik« (»Frontkämpfer«) untergebracht war, ertönte gedämpft die uns so vertraute Stimme Juri Lewitans, der Sprecher Nr. 1 des sowjetischen Rundfunks. Es wurde nämlich der Befehl des Obersten Befehlshabers der Streitkräfte der Sowjetunion, Marschall Stalin, über die Befreiung Berlins vorgelesen. In einigen Minuten würde in unserer Hauptstadt Salut zu Ehren der Truppen der 1. und der 2. Belorussischen und der 1. Ukrainischen Front, also auch uns zu Ehren, geschossen werden. Und der Himmel über Moskau würde von unzähligen bunten Raketen erhellt sein. Doch was würde uns, denen diese Ehre mit galt, in einigen Minuten erwarten? Wir wollten, daß hier alles ohne Salven und Raketen abgeht. In der ganzen Situation gab es etwas Paradoxes. Aber es war uns damals nicht nach Paradoxen zumute.

Auf der Chaussee war Lärm zu hören, der zuerst schwer zu definieren war. Er schwoll immer mehr an. Bald konnte man das Dröhnen der Panzer- und LKW-Motoren erkennen. Wir drückten uns an die regennasse Erde. Silhouetten von Panzern, Selbstfahrlafetten und Lastkraftwagen rasselten an uns vorbei. Allmählich wurde dieser Lärm immer schwächer, dann verhallte er ganz. Die Kolonne war an uns vorbeigefahren, ohne uns entdeckt zu haben. Der Kelch war diesmal an uns vorübergegangen.

Der nächste Morgen, der 3. Mai 1945, war strahlend schön, am wolkenlosen Himmel schien die Sonne, als ob es gestern weder Regen noch Aufregung gegeben hatte. Der Chef der Politabteilung hatte mich rufen lassen. Ich betrat wieder sein Arbeitszimmer, aber diesmal allein. »Genosse Oberst, Hauptmann Gall meldet sich zur ...« Kalaschnik, der an seinem Schreibtisch saß, winkte ab und deutete auf einen Stuhl. »Setzen Sie sich!« Sein Gesicht war ernst, fast finster. Auch seine Stimme klang heiserer als sonst, oder schien es mir nur so, als er mir sagte: »Gestern habe ich alle Offiziere der Politabteilung über die entstandene Lage informiert, Sie wissen also Bescheid. Selbstverständlich traf das Sowjetische Oberkommando alle notwendigen militärischen Maßnahmen zur Zerschlagung der durchgebrochenen deutschen Truppen. Diese Maßnahmen werden schon erfolgreich ausgeführt. Aber gleichzeitig erließ es einen Befehl, der alle unsere Einheiten auffordert, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Zu diesem Zweck haben wir Parlamentäre zu schicken. Diese sollen versuchen, die Deutschen zur Kapitulation zu bewegen.« Hier sah mich Oberst Kalaschnik durchdringend an und fuhr fort: »Ich weiß, Genosse Hauptmann, daß ich es eigentlich nicht tun dürfte, Sie noch einmal als Parlamentär zu schicken, nachdem Sie erst vorgestern in der Zitadelle Ihr Leben riskiert haben. Und ich verstehe auch, wie schwer es Ihnen fallen wird, dasselbe noch einmal zu tun. Aber wir sollen doch versuchen, Tausenden betrogenen Deutschen, die sich zu diesem verzweifelten und von Anfang an zum Scheitern verurteilten Abenteuer hinreißen ließen und jetzt in ihr Verderben rennen, in letzter Minute – kurz vor Toresschluß – das Leben zu retten. Wir müssen sie vor dem sicheren Tod bewahren. Und da Sie in der Zitadelle Spandau Ihren Auftrag so glänzend erfüllt haben, bin ich überzeugt, daß Sie auch diesmal alles genauso erfolgreich schaffen werden. Nehmen Sie also den Lautsprecherwagen und fahren Sie dorthin, wo unser Stab diese Deutschen vermutet.«

Er zeigte mir auf der Karte, die auf seinem Schreibtisch lag, eine rot angezeichnete Stelle. Ehrlich gesagt, war ich von diesem neuen Auftrag wenig begeistert. Ich mußte an meinen Freund Nikolai Djaltenko denken, wie schwer es ihm in Stalingrad gefallen war, zum zweiten Mal als Parlamentär in den Stab des General Paulus zu gehen. Unwillkürlich erinnerte ich mich auch an die alte Regel: Man darf das Schicksal nicht zweimal herausfordern. (Ich hoffe, daß niemand mir nachträglich diese Gedanken verübeln oder gar Aberglauben und Feigheit vorwerfen wird. Schließlich ist auch ein Soldat nur ein Mensch, und nichts Menschliches ist ihm fremd.)

Aber es war nichts daran zu rütteln: Befehl ist Befehl. Und außerdem gab es noch einen Befehl: den Befehl des Herzens. Man mußte alles tun, um diese Deutschen vor dem sicheren Tod zu retten.

Alle diese Gedanken und Gefühle reduzierte ich auf die übliche vorschriftsmäßige militärische Formel: »Zu Befehl, Genosse Oberst! Bitte um Erlaubnis, abtreten zu dürfen.« »Gehen Sie, Genosse Gall! Ich wünsche Ihnen viel Erfolg und glückliche Rückkehr!«

Ohne besondere Vorkommnisse gelangten wir zu unserem Einsatzort, stellten den Wagen auf einem Hügel ab (mit dem Lautsprecher in die Richtung, wo wir die Deutschen vermuteten) und begannen die Sendung. Einander am Mikrofon ablösend, forderten Konni und ich die deutschen Soldaten und Offiziere auf, sich zu ergeben und zu uns zu kommen. Und da kamen sie: aus irgendwelchen Gräben, hinter Büschen und Sträuchern hervor, aus einer versumpften Wiese, aus einem Wäldchen. Sie kamen zu zweit, zu dritt, gruppenweise – alle verschmutzt, hungrig, ausgemergelt, zerlumpt, verzweifelt, mit erloschenen Augen. In wenigen Stunden folgten unserer Aufforderung einige hundert Männer. Auf unsere Anweisung hin näherten sie sich im Gänsemarsch, legten an der vorgeschriebenen Stelle ihre Waffen nieder, versammelten sich hinter unserem Wagen, auf dessen Dach eine weiße Fahne wehte, und warteten auf den Abtransport ins Kriegsgefangenenlager.

In einem Lastkraftwagen kam Major Kasakewitsch bei uns vorbei. Er versprach uns, einen Wagen und einige MPi-Schützen zu schicken, damit die erbeuteten Waffen und die Gefangenen ins Hinterland gebracht werden können. Als wir unseren Einsatz gerade beenden wollten, erschien am Waldrand noch eine Gruppe von etwa fünfzig Mann. Wir beschlossen, diese Gruppe noch aufzunehmen, und warteten auf sie. Zuerst ging alles glatt, dann geschah aber etwas Überraschendes: Statt die Hände zu erheben und im Gänsemarsch zu kommen, bildeten sie eine Gefechtsordnung und schickten sich an, uns in die Zange zu nehmen. Bisher war alles so glatt verlaufen, daß wir etwas sorglos geworden waren und das Gefühl für die Gefahr verloren hatten. Und da war plötzlich eine bedrohliche Situation entstanden. Wieder schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Man soll das Schicksal nicht zweimal herausfordern!

Die Gefangenen, die um den Wagen versammelt waren, merkten gewiß alles und verstanden, was los war. Vermutlich beabsichtigten sie nicht, uns in den Rücken zu fallen, hatten aber auch nicht den Wunsch, uns zu helfen, die Waffen zu ergreifen und mit uns gemeinsam den Angriff abzuwehren. Die einen flüsterten einander etwas aufgeregt zu, die anderen sahen uns mit Neugierde und sogar mit

Ich verließ die Unterkunft Kalaschnik. Im Hof wartete Konni auf mich, der auf mir rätselhaft und unerklärliche Weise schon von meinem neuen Auftrag erfahren hatte. Vor zwei Tagen wollte er »der Dritte im Bunde« sein und als Parlamentär in die Zitadelle Spandau mitgehen. Aber Grischin und ich konnten ihn nicht mitnehmen. Denn die SS-Fanatiker, die sich in der Festung verschanzt hatten, hätten schon an seiner Aussprache einen Deutschen erkannt, und es wäre von vornherein um alle drei Parlamentäre geschehen. (Der Umstand, daß Konni nicht mitgegangen war, hatte gar nicht bedeutet, daß der Parlamentärgang nunmehr für Grischin und mich zu einem Vergnügungsspaziergang geworden war. Aber das ist ein Kapitel für sich ...) Jetzt bestand Konni darauf und setzte seinen Willen durch. Wir fuhren also zu dritt: unser Fahrer, Konni und ich.

Spott an, die dritten blieben apathisch und gleichgültig. Die Angreifer kamen immer näher. Ich sagte zu Konni: »Wenn die uns wirklich angreifen, ist es aus mit uns, ob zu dritt oder zu zweit. Mach also, daß du wegkommst.« Konni erwiderte jedoch: »Nein, Wolodja, ich bleibe mit euch bis zu Ende.« Er sagte das ganz schlicht, ohne Pose.

Ich wiederholte meine Aufforderung nicht mehr und befahl nicht, obwohl ich in diesem Fall wie in den erwähnten Filmen der Vorgesetzte, der »Natschalnik«, war, sondern ich ließ Konni gewähren. Wir standen zu dritt, Schulter an Schulter, mit entscherten Pistolen und Handgranaten. Aber was würde uns das schon helfen? Die Angreifer waren inzwischen schon ganz nah. Es schien: Noch eine Sekunde, und sie werden sich auf uns stürzen. Aber im allerletzten Moment geschah – wieder urplötzlich – nochmals etwas Unerwartetes: Die Männer lösten die Gefechtsordnung auf und kamen im Gänsemarsch auf uns zu. An der Spitze stolzierte – jawohl, nicht ging, sondern stolzierte! – ein Marineoffizier, ein Kapitänleutnant. Er blieb ein paar Schritte vor uns stehen, schnallte seinen Offiziersdolch ab und überreichte ihn mit einer pathetischen Geste mir als dem Rangältesten. Seine Soldaten warfen schweigend und düster, ohne jegliche Pathetik, die Maschinengewehre zu Boden und traten zur Seite, zu den anderen Gefangenen. Da kam auch schon der versprochene Lkw mit den MPi-Schützen. Sie luden die Waffen auf, ließen die Gefangenen antreten und führten diese ab. Major Kasakewitsch hat sein Wort gehalten.

Damit Konni sich immer an diesen entscheidenden und dramatischen Augenblick in unserem Leben erinnert, schenkte ich ihm den Dolch des Marineoffiziers. Aber was heißt Dolch?! Ich schenkte ihm mein Herz! (Auch das mag vielleicht pathetisch klingen, aber es war so, denn in dem Moment, als Konni sagte: »Wolodja, ich bleibe mit euch bis zu Ende« spürte ich, was er für mich bedeutet. Er hatte nochmal seine Charaktereigenschaft offenbart, die ich an ihm besonders schätzte: die Tapferkeit).

Viele Jahre sind seitdem vergangen, aber ich kann immer noch nicht begreifen, wozu der Kapitänleutnant dieses Theater mit dem Angriff brauchte. Wollte er unsere Nerven kitzeln? Oder wollte er uns tatsächlich angreifen, hat es sich aber dann im letzten Augenblick anders überlegt? Wie dem auch sei, dieser Einsatz endete für uns günstig ... Das war eine Aktion unserer Sowjetarmee im Geiste der Humanität. Konni und ich nannten sie mit Recht »die Aktion Barmherzigkeit«!

Nun gehe ich wieder in die letzten Kriegstage zurück, und zwar auf den 22. April 1945. Soeben wurde die Stadt Bernau von unseren Truppen eingenommen. Konni und ich standen am Lautsprecherwagen, unterhielten uns lebhaft und bemerkten nicht, wie neben uns einige Wagen des Armeestabes hielten. Aus einem Jeep stiegen unser Oberkommandierender, Gardegeneralleutnant Perchorowitsch, und sein Adjutant. Der General kam auf uns zu. Wir brachen das Gespräch jäh ab und nahmen Haltung an. Perchorowitsch begrüßte uns und wandte sich an Konni: »Sagen Sie, Leutnant, wo kommen Sie eigentlich her?« »Aus Moskau, Genosse General!« »Nein, ich frage nach Ihrer Geburtsstadt.« »Aus Stuttgart, Genosse General!« »So, nun hören Sie zu. Mir wurde soeben gemeldet, daß es hier in Bernau

Später sah ich mehrmals ähnliche Situationen in den sowjetischen Kriegsfilmen (zum Beispiel im Streifen »Wart' auf mich ...«): der eine Freund fordert den anderen auf wegzugehen, ehe es zu spät ist. Dieser will es nicht. Dann befiehlt es der erste als Vorgesetzter. Der zweite muß gehorchen. Sie umarmen sich, und der zweite geht, nur mit Mühe die Tränen zurückhaltend ... Nun, es mag schon sein, daß es sich so zugetragen hatte.

Für die aktive und erfolgreiche Teilnahme an diesem Unternehmen und dem dabei bewiesenen Mut wurde Konni mit dem Orden »Roter Stern« ausgezeichnet. Ein Vierteljahrhundert später, im Mai 1970, verlieh das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR anlässlich des 25. Jahrestages des Sieges über den Hitlerismus dem Präsidenten der Deutschen Akademie der Künste, Konrad Wolf, den Orden des Vaterländischen Krieges 1. Grades. Die gleiche Auszeichnung erhielt (postum) sein Vater, Friedrich Wolf, der ebenfalls mutig und selbstlos gegen den deutschen Faschismus gekämpft hatte.

Der General nahm aus seiner Kartentasche, die ihm der Adjutant hielt, einen Bogen Papier und schrieb ein paar Worte darauf. Dann reichte er Konni den Zettel und sagte: »Kümmern Sie sich vor allem um die Lebensmittellager!« »Zu Befehl, Genosse General!« Konni antwortete vorschriftsmäßig, ganz automatisch, aber auf seinem Gesicht war die größte Verstörtheit geschrieben. Kein Wunder. Ein neunzehnjähriger Jüngling sollte Kommandant einer soeben eroberten unruhigen Stadt werden. General Perchorowitsch wird das wohl gemerkt haben. Indem er wieder in den Jeep stieg, rief er Konni – nicht im Kommandoton, sondern scherzhaft und ermunternd – zu: »Stuttgart kann ich Dir leider nicht anbieten, dort sind die Amerikaner. Aber Du wirst bestimmt auch hier alles gut machen.« Die Offiziere, die in den anderen Wagen saßen, lachten zustimmend. Die Motoren heulten auf, die Kolonne setzte sich in Bewegung und verschwand im Nu hinter einer Straßenecke. Wir blieben allein zurück. Ich nahm den Zettel, den Konni immer noch in der Hand hielt, und las die paar Zeilen, geschrieben mit der schwungvollen zuversichtlichen Handschrift unseres Generals: »Hiermit ernenne ich den Leutnant Konrad Wolf zum Kommandanten der Stadt Bernau. Gardegeneralleutnant, Held der Sowjetunion F. J. Perchorowitsch, Oberbefehlshaber der 47. Armee. Bernau, den 22. 4. 1945«.

zu Unruhen gekommen sein soll. Der Kommandant ist aber noch nicht eingetroffen. Deshalb ernenne ich Sie zum provisorischen Stadtkommandanten.«

In diesem Moment trat ein älterer Starschina an uns heran und meldete sich feierlich bei Konni: »Zu Ihrer Verfügung, Genosse Kommandant!« (Altersmäßig hätte der Starschina Konnis Vater sein können.) Er nahm mir das Blatt aus der Hand, las es bedächtig durch und sagte ehrfurchtsvoll und bedeutsam: »Das ist ein Dokument!« Danach faltete er es sorgfältig zusammen, steckte es in Konnis Brusttasche der Uniformbluse und fragte, diesmal mit einer ganz gewöhnlichen und sachlichen Stimme: »Nun, was machen wir, Kommandant?« Konni überlegte einen Augenblick und sagte dann entschlossen: »Vor allem die Lebensmittellager und das Post- und Telegrafenamnt besetzen!« (Später erzählte er mir, er habe dabei nicht nur an den Befehl des Generals Perchorowitsch gedacht, sondern an die Filme über die Oktoberrevolution und den Bürgerkrieg, die er Ende der dreißiger Jahre in Moskau im Kino »Chudoshestwenny« am Arbat gesehen hatte.)

Ich mußte weg, verabschiedete mich von dem frischgebackenen Kommandanten, stieg in den Lautsprecherwagen und fuhr ab. Doch ich weiß, was Konni an diesem einen Tag geleistet hat: Er ließ die Kommandatur einrichten, organisierte einen Patrouillen- und Postdienst und den Schutz der wichtigsten Objekte. Es gelang ihm auch, ersten Kontakt mit der Bevölkerung aufzunehmen und einige Antifaschisten ausfindig zu machen, die sofort ihre Aufträge erhielten und als Kern der künftigen Stadtverwaltung in Aussicht genommen wurden. Und er fand sogar Zeit, sich auf Bitten des örtlichen Pfarrers ein Orgelstück anzuhören.

Als er von der Kirche zur Kommandatur zurückkehrte, sah er plötzlich, daß im dritten Stock eines Hauses ein Fenster aufgemacht wurde. Dort erschien das verzweifelte Gesicht einer Frau. Sie war im Begriff, sich auf die Straße hinauszustürzen. Blitzschnell eilte Konni ins Haus. Mehrere Stufen auf einmal nehmend, war er in wenigen Sekunden im dritten Stock, drang in die Wohnung und konnte im allerletzten Augenblick das Unglück verhindern. Er zerrte die Frau vom Fensterbrett ins Zimmer zurück. Eingeschüchtert durch die Goebbelssche Propaganda, wollte sie sich das Leben nehmen. Konni sprach sehr lange und eindringlich mit ihr und verließ ihre Wohnung erst dann, als er sich überzeugt hatte, daß sie schon ganz ruhig wurde und sich nichts mehr antun würde ... An diesem Tag blieben die meisten Einwohner Bernaus zu Hause, und das Telefon funktionierte nicht. Dennoch hat sich die Nachricht von der humanen Tat des jungen sowjetischen Kommandanten wie ein Lauffeuer in der Stadt herumgesprochen.

Am nächsten Morgen kamen ich und noch ein Offizier, Sascha, mit dem Lautsprecherwagen nach Bernau zu Konni. Er sollte uns als den »Quartiermachern« des Armeestabes behilflich sein, geeignete Unterkünfte zu finden. Wie immer beim Quartiermachen bevorzugten wir auch diesmal den Stadtrand und suchten nach Kasernen, Schulen oder ähnlichen Gebäuden. Schließlich hielten wir vor einigen Häusern. Sie lagen etwas abseits und schienen uns geeignet zu sein. Wir stiegen aus, gingen in eines der Häuser, betraten einen lan-

gen Korridor. Da ertönte aus einem der Zimmer Schreibmaschinen-geklapper. Konni als »Stadtvater« machte die Tür auf, wir traten ein und stutzten. Vor Überraschung blieb uns die Spucke weg: Es war eine vollbesetzte Schreibstube der Wehrmachtssoldaten und -unteroffiziere, einige Frauen in Uniform und Zivil. Dann erschien in der Tür zum Nebenzimmer ein deutscher Offizier, ein Major. Auch ihnen allen muß es wohl genauso wie uns ergangen sein: Sie waren starr vor Erstaunen und glotzten uns an. Gewiß war es mir in diesem Augenblick nicht nach Lachen zumute, und doch schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß jeder hier Anwesende entweder an die im Alten Testament beschriebene Salzsäule oder an eine Wachsfigur im Panoptikum bzw. an eine handelnde Person in der weltbekannten »Stummen Schlußszene« der unsterblichen Komödie Gogols »Der Revisor« erinnerte. Diese Szene wurde nicht bei Gogol, sondern hier, in Bernau, vom Fahrer unseres Lautsprecherwagens, Mustafa, der gerade hinzu kam, unterbrochen. Er war der einzige, der angesichts dieser – gelinde gesagt – ungewöhnlichen Situation seine unerschütterliche Ruhe und Fassung nicht verlor. Vielmehr überblickte er blitzschnell und geistesgegenwärtig die Lage, machte einen Schritt vor, nahm die MPi von der Schulter, lud sie bedächtig durch und sagte in einem russisch, genauer gesagt, kirgisisch gefärbten Deutsch: »Hände hoch!« Auch ohne MPi hätte unser Mustafa seine Wirkung wahrscheinlich nicht verfehlt: So gingen eben die Früchte der Goebbellsschen Propaganda – »Die Mongolen kommen!« – etwas programmwidrig auf. Jedenfalls wurden die Hände sofort hochgehoben. Sascha kam wieder zu sich und sammelte die Waffen ein. Die Situation klärte sich – das war eine unglaubliche Geschichte.

Es stellte sich heraus, daß hier eine Dienststelle der Heeresintendantur war und die meisten Angestellten täglich mit einem Bus aus Berlin kamen. Am Vortag wurde nicht gearbeitet, und so hatte man hier den Vorstoß unserer Truppen regelrecht verpennt.

Der Offizier, der am Anfang der »stummen Szene« an der Tür stand, war Leiter dieser Dienststelle. Das war ein fast schon sechzigjähriger, überkorrekter Beamter der »alten preußischen Schule«. Er konnte alles noch gar nicht fassen und glaubte, nur einen weit vorgedrungenen Stoßtrupp der Sowjetarmee vor sich zu haben. Erst ein Blick auf die Straße, auf die vorbeiziehenden Wagenkolonnen unserer rückwärtigen Dienste, schien ihn überzeugt zu haben. Er packte im Büro seine Sachen und wandte sich an uns mit einer Bitte, die noch unglaublicher war als die ganze Situation: »Gestatten Sie, daß ich meine vorgesetzte Stelle über diesen Vorfall informiere?« Auf unseren erstaunten Blick hin fügte er hinzu: »Ich möchte mögliche Mißverständnisse vermeiden und mich ordnungsgemäß abmelden.« Er machte dabei eine erklärende Handbewegung zum Telefon.

In den ersten (und schwersten!) Nachkriegsjahren war Konni in der Sowjetischen Militäradministration für das Land Sachsen-Anhalt tätig, und zwar als Referent für Theater und Film in der Kulturabteilung, deren Leiter ich war. Das Filmwesen zog ihn immer stärker an. Im Jahre 1949 ließ er sich aus der Sowjetarmee demobilisieren, fuhr nach Moskau und bewarb sich um die Aufnahme in die Filmhochschule WGIK – die Hochschule, von der er schon während des Krieges geträumt hatte. Als er die Aufnahmeprüfungen ablegte,

Natürlich haben wir es gestattet, obwohl seine Bitte uns total verrückt erschien. Der Major wählte und bekam sofort eine Verbindung. Am anderen Ende der Leitung meldete sich jemand. Dann kam es zu einem Gespräch, das so skurril war, daß ich es immer noch

im Ohr habe und im Wortlaut wiedergebe:
 »Bitte den Offizier vom Dienst.«
 »Hauptmann Schmidt ...«
 »Herr Hauptmann, ich habe Ihnen eine außergewöhnliche Meldung zu erstatten. Unsere Dienststelle ist soeben von der russischen Armee besetzt worden. Ich bitte, mich in russische Gefangenschaft abmelden zu wollen.«
 »Was?«
 »Meine Dienststelle ist soeben von der russischen Armee überrollt worden.«
 »Die Russen bei Ihnen? Das ist doch völliger Blödsinn!«
 Der Major blickte hilflos suchend zu uns: »Würde jemand von Ihnen meine Meldung bitte bestätigen?«
 Konni, der sogar im Krieg seinen angeborenen Sinn für Humor bewahrte, griff nach dem Hörer:
 »Hier ist Leutnant Wolf. Mit wem spreche ich?«
 »Wolf? Kenne ich nicht. Was wollen Sie?«
 »Ich bin Leutnant der Roten Armee und ...«
 »Seid ihr dort alle besoffen? Ich habe keinen Sinn mehr für solche Witze. Bei uns knallen die Russen, und ihr laßt euch in Ruhe vollaufen ... Geben Sie mir sofort den Major!«
 »Passen Sie jetzt mal genau auf!« Konni reichte Sascha den Hörer und bat ihn, Russisch zu sprechen. Sascha nahm den Hörer und sagte sehr würdevoll: (Dann folgte ein »mehrstöckiger« russischer Fluch.) Am anderen Ende wurde das Gespräch unterbrochen.

fragte ihn der Filmregisseur Michail Romm, der die Aufnahmekommission anleitete: »Sind Sie nicht etwa ein Sohn vom Schriftsteller Friedrich Wolf?« Ohne mit der Wimper zu zucken, antwortete Konni: »Nein, leider bin ich kein Sohn von ihm, nicht einmal sein Verwandter. Wolf ist nämlich ein sehr verbreiteter Familienname bei den Deutschen!« Am Abend desselben Tages erzählte mir Konni schmunzelnd von diesem harmlosen Schwandel, dann wurde er plötzlich ernst und fügte hinzu: »Man muß ganz auf sich gestellt sein und sich nicht hinter dem Rücken eines anderen verstecken.« (Das war sein Lebensprinzip – in den Kriegs- und den Friedensjahren!)

Konni studierte an der Fakultät für Regie in der Werkstatt Grigori Alexandrows, er lernte sehr erfolgreich, mit der Beharrlichkeit und Ausdauer eines ehemaligen Frontsoldaten. Nach der Absolvierung der WGIK kehrte der angehende Regisseur in die DDR zurück und wirkte seitdem – ebenso erfolgreich – am DEFA-Studio für Spielfilme. Davon zeugt eine lange Aufzählung der von ihm gedrehten Filme. Gewiß waren sie nicht alle gleichwertig, nicht alle waren sie gleich gut gelungen, aber jeder von ihnen trug den Stempel seines Talents, in jedem von ihnen spürte man den Schlag seines großen, heißen Herzens. Durch das ganze Schaffen Konnis, durch alle Filme zog sich wie ein roter Faden das eine, tief humanistische Hauptthema: der Kampf der Kräfte des Guten und des Lichtes gegen die Kräfte des Bösen und des Obskurantismus. Aus diesem Thema ergab auch und verflocht sich mit ihm ein anderes Thema: die Freundschaft mit dem sowjetischen Volk. Konni liebte leidenschaftlich und aufrichtig seine zweite Heimat und die dort lebenden guten und treuen Freunde. Und sie erwiderten seine Gefühle.

Einige von den Filmen Konnis (solche wie »Lissy«, »Die Genesung«, »Sterne«, »Ich war neunzehn«, »Goya« u. a. m.) wurden auch in der ehemaligen Sowjetunion gezeigt und sind demnach auch unseren Landsleuten bekannt. Mich persönlich beeindruckte am meisten sein autobiographischer Film »Ich war neunzehn« – nicht nur deswegen, weil er unserer – Konnis und meiner – Frontjugend gewidmet war und einen alles, was wir gemeinsam erlebt hatten, an den Siegesfrühling 1945 erinnerte, sondern vor allem darum, weil er wahrheitsgetreu, mit großer künstlerischer Überzeugungskraft über die humanistische Befreiungstat der Sowjetarmee berichtete.

Im Sommer 1967 war ich auf Einladung des DEFA-Studios in Potsdam-Babelsberg dabei, als eine der Hauptepisoden dieses Films »Unternehmen Zitadelle Spandau« gedreht wurde. Ich beobachtete Konni bei der Arbeit und konnte mich davon überzeugen, daß er tatsächlich ein begabter und tief denkender Regisseur war. Es fiel mir auf, wie klug, geduldig und taktvoll, ohne Druck, zugleich aber fest und zielstrebig Konni die Mitwirkenden zur Verwirklichung seines Regievorhabens führte und welche große Achtung sie alle – die deutschen und die sowjetischen Schauspieler – ihm entgegenbrachten.

Das Gefühl der aufrichtigen Achtung und herzlichen Freundschaft hegten für Konni viele sowjetische Filmschaffende – sowohl die Vertreter der älteren Generation wie Sergei Gerassimow und Roman Karmen als auch seine Alters- und Studiengenossen Sergei Bondartschuk, Lew Kulidshanow, Grigori Tschuchrei, Wladimir Bassow und andere. Sie alle nannten ihn liebevoll »unseren Konni«.

Die Verdienste Konrad Wolfs um die deutsche Kultur und im Kampf um den Frieden wurden durch viele hohe Regierungsauszeichnungen und die dreimalige Verleihung des Nationalpreises der DDR sowie durch Preise und Prämien auf den internationalen Filmfestspielen und Foren in Moskau, Karlovy Vary, Cannes, Westberlin, Chicago, Wien, Havanna, Edinburgh, Delhi und Damaskus gewürdigt.

Es freute mich sehr, daß hohe Titel, Ehrungen und Auszeichnungen ihm nicht zu Kopf gestiegen waren. Überheblichkeit und Hochmut, Launen und Allüren, die für viele Filmstars typisch sind, waren ihm ganz fremd. Er blieb genauso bescheiden, schlicht und schüchtern, wie er damals an der Front gewesen war. Ja, Konni blieb derselbe »Junge mit dem goldenen Herzen.«

Schon schwer erkrankt, arbeitete er angestrengt an den letzten (dem 5. und dem 6.) Teilen des publizistischen Dokumentarfilms »Busch singt«. Dieser Film – ich würde ihn das künstlerisch-politische Vermächtnis Konrad Wolfs nennen – wurde von seinen engsten Mitarbeitern zu Ende gedreht und erst nach dem Tode seines Schöpfers uraufgeführt. Auch bei uns, im Zentralen Fernsehen, wurde der Streifen ausgestrahlt und hatte eine gute Presse. Mit Bitterkeit denke ich daran, daß ich meinem besten Freund zu diesem (leider Gottes dem letzten!) Erfolg nicht mehr gratulieren konnte. Konni starb mit 56 Jahren in voller Blüte seines großen Talents.

Bei unseren letzten Begegnungen entdeckte ich an ihm noch eine Eigenschaft, die sehr wichtig und wertvoll für jeden Menschen ist, besonders aber für einen wahren Künstler. Das war die fruchtbare schöpferische Unzufriedenheit mit dem, was er erreicht, geschaffen hatte. Nun hat Konni schon seit vielen Jahren die ewige Ruhe. Aber der ewige Kampf, dessen aktiver Teilnehmer er war, geht weiter.

Konrad Wolf war ein Künstler und Kämpfer im besten und edelsten Sinne dieser Worte. Sein Name darf nicht vergessen werden. Die Deutschen dürfen auf ihren bedeutenden Landsmann stolz sein.

Damit war auch die letzte Amtshandlung Konnis als Stadtkommandant von Bernau abgewickelt. Noch am selben Tag kam der ständige Stadtkommandant. Konni war erlöst. Ihm fiel ein riesengroßer Stein vom Herzen. Vierundzwanzig Stunden Kommandant zu sein, reichte ihm vollauf. Nun fuhr er mit mir weiter in Richtung Berlin ...

Jedesmal schien es ihm, er hätte das besser machen können und müssen. Er ruhte sich nicht auf seinen Lorbeeren aus, die er bei den Filmfestivals in vielen Staaten aller fünf bewohnten Kontinente geerntet hatte. Genauso ging es Konni in seinem ständigen, unermüdlichen Kampf um den weiteren Aufbau der deutschen Kultur, um den Frieden und die Freundschaft zwischen unseren Völkern. Auch da kannte er keine Ruhe. Mit vollem Recht kann man auf ihn die Worte beziehen, die der hervorragende russische Dichter Alexander Block einst geprägt hat: »Und ewig Kampf! ... Die Ruh' ist uns nur Traum ...«